Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 18

Artikel: Johann Benders Heiratsjahr [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635982

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 29. April

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den Jungen zum Geleit.

Von Arnold Ott.

In die Welt gehst du, o Knabe,
Trägst ein kleines Bündel mit;
Zu bereichern deine Habe,
Segn' ich dir den Wanderschritt.

Rein bewahr' dein Herze immer,
Nur dem Edeln zugetan;
Fliehe falschen Glanz und Schimmer,
Leuchte selber dir die Bahn.

Wähle Freunde, die dir gleichen;
Spare weislich Mut und Kraft,
Daß dein Ziel du magst erreichen
Ohne Hast und Leidenschaft.

Halte offen Aug' und Ohren,
Wenn zu dir ein Weiser spricht,
Aber schließe sie dem Toren,
Lach ihm kecklich ins Gesicht.

Wenn die Frohgespräche kreisen,
Halt im Zügel deinen Mund;
Wenn die Wahrheit will entgleisen,
Oeffne ihn zur rechten Stund!

In der Welt Arenasande
Kämpfe durch den rechten Strauß,
Bleibe treu dem Vaterlande,
Treu dir selber. Zieh' hinaus!

Johann Benders Heiratsjahr.

Von Alfred Huggenberger.

3.

Inzwischen hatte sich das Gewitter, auf das ich gar nicht mehr acht gegeben, unversehens näher gemacht. Während wir uns dem ersten der drei dunkel an der Halde liegenden Bauernhäuser näherten und ich bereits mit heimlichem Bedauern ans Abschiednehmen dachte, fing es plötzlich leise zu regnen an. „Gut, daß wir da sind," sagte sie, „das hätte jetzt noch gefehlt, daß wir miteinander in ein Wetter gekommen wären." Nun, im Notfall habe ihr Haus allenfalls auch für mich ein Dach, fügte sie dann noch bei. Und wenn der Regen anhalte, wolle sie mir gern einen Schirm leihen.

Ich gestand unumwunden, es sei mir noch kaum je ein Gewitter zu so gelegener Zeit gekommen, abgesehen davon, daß eine kleine Abkühlung dem Sommergewächs und besonders auch dem Emdgras sehr gut bekomme.

Als ob uns der Himmel selber ein Zeichen geben wollte, setzte jetzt der Regen stärker ein. Juli ging hinein, Licht zu machen, kam dann gleich wieder unter die Haustüre und sagte lachend, es stünde mir nun frei, hier unterm Vordach auf gut Wetter zu warten, oder aber für ein halbes Stündchen in die Stube zu kommen. Natürlich hätte mir die Wahl auch dann nicht weh getan, wenn ich nur halb so neugierig auf mein munteres Bäschen gewesen wäre.

Ich glaube, sie hat es drinnen auf den ersten Blick herausgehabt, daß sie mir in die Augen paßte. Immer hat sich ein kleines Lachen irgendwo auf ihrem Gesicht versteckt gehalten, wie wenn es sagen wollte: „Such mich! Du hast ja schön Zeit dazu."

Da frag ich sie gleich rund heraus, warum sie denn vorhin, da ich die Zigarre angezündet, den Kopf nach der anderen Seite gedreht hätte? Ich hätte zum mindesten an ein schiefes Auge gedacht oder an eine Warze mitten auf der Nase. Und ich würde mich auf dem Weg ganz gewiß etwas näher gewagt haben, hätte ich gewußt, was für ein nettes Bäschen neben mir herginge.

Darauf bringt sie ihre Augen doch für eine Sekunde zu mir her, sieht aber gleich wieder nach dem grünen Kachelofen hinüber. Zum Näherkommen sei es noch früh genug, meint sie. Und davonrennen würde sie jetzt gewiß auch nicht mehr, wenn sie mich von weitem hinter sich herkommen sähe.

Ich hab mich immer wieder wundern müssen, wie sie es zuweg gebracht hat, mit mir zu reden, mich anzulachen und doch dabei die Augen anderswohin spazieren zu führen. Diese Unart hab ich ihr indes gleich von Anfang an verziehen. Ich bin überhaupt gar nicht mehr damit fertig geworden, sie anzusehen und alles an ihr hübsch zu finden. Gar nichts hat es bei mir verschlagen, daß sie sich immer Mühe gegeben hat, beim Lachen die Lippen aufeinander zu pressen, um die Zahnlücke vorn im Mund zu verbergen.

Sie stieg nun die Ofentreppe hinauf und durch die Falladenluke nach der Stubenkammer, wahrscheinlich, um der

Mutter Bericht zu erstatten. Nachdem sie wieder herabgekommen, fragte sie, ob sie mir ein Glas Wein aufstellen dürfe. Er habe sich zwar der Traubenblüte wegen oder weil er noch nicht abgezogen sei, ein klein wenig getrübt, aber krank würde drum niemand davon. Ich gab zu, daß ich schon dem Anstoßen zulieb gern dabei sei, aber sie hat sich dann nicht bewegen lassen, auch für sich ein Glas herzubringen.

Draußen regnete es derweilen herunter, was der Herrgott just entbehren konnte, und ich dachte bei mir: Hau zu! Je länger, je lieber, ich bin versorgt! Dazu donnerte und krachte es jetzt einmal übers andere, daß die Wände und Dielen zitterten. Mir war dabei merkwürdig wohl zumut, besonders weil ich bemerkte, daß die Juli doch hin und wieder ihre Augen auf mir hatte, so im Verstohlenen.

Nun fiel ihr plötzlich ein, daß man bei einem Gewitter nicht am Fenster sitzen dürfe. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und setzte mich neben sie auf die Wandbank. Ob ich nun hier sicher sei? Sie kicherte nur und drückte dabei, wie immer beim Lachen, die Lippen aufeinander. Passieren werde mir da einmal ganz gewiß nichts.

Mit der Weile kamen wir wieder auf unsere Verwandtschaft zu sprechen, ohne aber deren Grad ausfindig machen zu können. Hierauf kam das Wetter an die Reihe. Wie sich nun der zweite Schnitt Gras aus dem Boden herausmachen werde und wie überhaupt dieser warme Regen gar nicht bezahlbar sei. „Besonders, wenn man so schön unter Dach und Rafen ist," sag' ich und lege dabei, ohne daß ich mir's selber befohlen und auch ohne daß ich mir's wehren kann, meinen Arm ganz lose um ihren Hals.

Eine Weile ist es mäuschenstill in der Stube. Selbst das Wetter draußen scheint sich zu besinnen und durch die Fenster herein auf uns acht zu geben. Dann meint die Juli in scherzendem Tone, indem sie wieder schräg nach dem Ofen hinübersieht, ob das so Mode sei bei uns in Unterbuchen, wenn zwei beieinander säßen? . . . Nur bei Verwandten, geb ich zurück, sie müsse nun nicht etwa glauben, daß ich ein Herumgefahrener sei.

„Das hab ich gleich von Anfang an gewußt," gibt sie mir treuherzig zu. Und nun bringen wir es wirklich einmal fertig, uns eine ganze liebe Weile in die Augen zu sehen, worauf das mir selber beinahe Unerklärliche geschieht, daß ich ihr einen Kuß gebe, halt weil ich einfach nicht anders kann. Sie bleibt ihn nicht schuldig, und mir einfältigem Menschen ist dabei zumute, als ob ich erst eben jetzt auf die Welt gekommen wäre.

Die Juli steht nun unversehens auf, geht ans Fenster und öffnet ein Flügelchen. „Der Himmel hängt schon wieder voller Sterne," berichtet sie ein wenig enttäuscht.

„Meinetwegen hätt' es noch drei Tage und drei Nächte regnen dürfen," sag ich, und sie lacht wieder und blickt dabei nebenaus.

„Warum siehst du mich beim Lachen nie an? Ich hab so gern, wenn du mich ansiehst."

Sie gibt mir keinen Bescheid und tut jetzt überhaupt wieder, wie wenn nichts gewesen wäre. Ob etwas daran sei, daß die Unterbuchener wahrsagen könnten? fragt sie halb scherzhaft, halb im Ernst, und setzt sich zu meinem Bedauern nicht neben mich, sondern mir gegenüber auf einen Stuhl. Und, ohne meine Antwort abzuwarten, hält sie mir die offene Hand über den Tisch hin.

Ich denke bei mir, es bleibt doch ewig wahr: ein Mädchen tut immer das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartet. Daneben stelle ich mich nun doch so, als verstehe ich etwas von der anrüchigen Kunst; ich sehe mir ihre Linien an und spähe nach allfälligen Glücksrosen. „Zwei Stück," stelle ich fest, „das langt, wenn der Mensch sich nicht vergafft. Im übrigen kann ich gar nichts weiter herausfinden, als daß irgend jemand einen guten Willen zu Euch hat."

„Vorhin habt Ihr doch „Du" gesagt," neckt sie mich. Und nun hat sie durchaus wissen wollen, wer jener jemand sei. —

In diesem Augenblick rief eine Frauenstimme mit nicht mißzuverstehender Betonung aus der Kammer herab:

„Es rägnet nüme!"

Die Juli war etwas ungehalten. Sie vergaß sogar, indem sie sich auf die Unterlippe biß, für eine Sekunde ihre Zahnlücke.

Ich stand auf, wenn auch nicht mit besonderer Eilfertigkeit. Man werde halt nicht mehr viel dagegen haben können. Und ich dürfe Gott danken, daß es wenigstens so lang geregnet habe.

Sie konnte das Lachen nicht verhalten, sah mich ganz merkwürdig an und war dann mit eins neben mir. Sie mußte sich ein wenig auf die Fußspitzen stellen, aber fertig brachte sie es doch, und ich hatte unverhofft wieder einen Kuß weg. „Einen andern Lohn kriegt Ihr ja doch nicht für das Heimbegleiten," meinte sie wie zur Entschuldigung. Ich hätte wahrhaftig von Eibenholz sein müssen, wenn ich jetzt auf der Stelle hätte gehen können. Aber lange hat halt die Herrlichkeit doch nicht mehr gedauert. Draußen im Hausgang — sie hat die Stubentür wohlweislich offen gelassen, damit es nicht ganz dunkel sei — gab es noch einmal eine kleine Verzögerung. Ich bekannte ihr dabei im Flüstertone, daß ich das nächste Mal, wenn sie mir erlaubte, wieder da heraufzukommen, sie gern etwas fragen möchte . . .

Sie lachte und sah nebenaus. Das sei dumm, ich solle lieber gleich jetzt fragen.

Sie wisse vielleicht schon, was ich meine, gab ich zurück. Ich sei zwar noch jung und habe noch nicht einmal etwas Eigenes . . .

Man werde ja von selber alt, meinte sie dazu, nur ganz nebenbei.

Auf die Frage, wann ich denn etwa wiederkommen dürfte, mußte sie sich ziemlich lang besinnen. „Vor dem dritten Sonntag halt nicht," stellte sie hierauf des bestimmtesten fest. Mehr war für einmal nicht aus ihr herauszubringen. „Vielleicht schreib' ich dann einmal," rief sie mir noch leichthin nach, während ich schon über den gepflasterten Hofraum schritt.

Fast wie in einem kleinen Rausch bin ich an jenem Abend den regennassen Fußweg hinauf und dann auf dem schmalen Fahrsträßchen gegen Holzachern und Unterbuchen hinabgestiegen. Ich muß bekennen, daß ich dabei auch hin und wieder an den ansehnlichen Hof und an den Roßkummet neben dem Stalleingang dachte. Es konnten ja wohl Schulden da sein; aber wenn diese Sache den rechten

Weg ging, dann brauchte ich mir der zwölfhundert Franken wegen doch keinen Augenblick Sorgen zu machen.

Unterhalb des Reutihofes, als ich den Tobelbach neben der Straße rauschen hörte, stand ich still und nahm meinen Heiratszettel aus dem Sackbüchlein. Ich zerriß ihn sorgfältig in hundert winzige Fetzchen und gab diese dem vergnüglichen Wasser mit.

Daheim ist mir nach jenem Abend alles verändert vorgekommen. Ich habe mich selber nicht mehr recht verstehen können und es ist mir eigentlich bis heute ein Rätsel geblieben, wie ein Mensch sozusagen von einem Tag auf den andern den gesunden Verstand verlieren und sich schlankweg einbilden kann, der Herrgott sei extra seinetwegen eine Stunde früher als sonst aufgestanden. Wie einem so zwei Augen nachlaufen können überallhin, wo man geht und steht, wie man sie immer vor sich sieht, während der Arbeit, vor dem Einschlafen und sogar nachts im Traume. Wenn ich allein im Hause war, ging ich durch alle Räume, immer mit den wunderlichsten Gedanken im Kopf. Wie wird es ihr gefallen? Das wird merkwürdig sein, wenn sie einmal da daheim ist! Ich blickte abends in die dämmerige Küche hinein: da am Herd wird sie stehen! Und kein Mensch wird mir's verwehren, daß ich ihr im heimlichen einen Kuß gebe . . .

Die Schweiz und die Evakuierten im Jahre 1914/15.
Nach einer Federzeichnung von Eduard Renggli, Luzern.

Viele Blätter sind geschaffen worden, das Mittleramt der Schweiz zu versinnbildlichen und erinnernd festzuhalten, aber nur ganz wenige sind um die Klippe herumgekommen, wo das Erhabene die Lächerlichkeit und Rührseligkeit vernichtet. Um so mehr darf man auf das Blatt eines Künstlers hinweisen, dem es gelungen ist, die schwierige Aufgabe würdig und einfach, fast allen verständlich, zu lösen.

Laß einen Strahl von deinem Licht,
O Heimathimmel, jene Brüder grüßen,
Für die das Schicksal Märtrerkronen flicht;
Die heldenhaft der Andern Fehler büßen!

Diese hohen Worte Maria Wasers waren dem ernsten Luzerner Maler Renggli Inspiration und Vorwurf, denen sein besonderes Können ausdrucksvolle Form gab. Und wie fein und einfach ist die Darstellung: aus düsterem Dunkel kommen die Gestalten der unverschuldet Elenden in ein lichtfrohes Land und werden von zwei Frauen begrüßt. Tüchtige, einfache Schweizerinnen sind es, warme Menschen, mit Helferwillen, die vom Schicksal Gepeitschten mit starken Händen heimatwärts zu leiten. — Ein Blatt, dem wir weiteste Verbreitung wünschen.

Den ersten Sonntag brachte ich's noch über mich, geruhig und geduldig daheim zu sitzen. Am am zweiten schon zog es mich wie mit tausend unsichtbaren Fäden nach den Buchenegg-Höfen hinauf.

Während ich langsam und möglichst unauffällig an dem bekannten Haus vorbeischlenderte und doch dabei meine Augen verstohlen fleißig umgehen ließ, sah ich die Juli richtig unter einem offenen Kammerfenster stehen. Noch viel hübscher war sie, als ich sie mir innerlich vorgestellt; auch das Lachen und Nebenaussehen hatte sie noch. Aber ein rasches, beinahe verlegenes Abwinken sagte mir, daß heute nicht der Tag sei.

Einige Tage darauf übergab mir Kaspar in unserer gemeinschaftlichen Kammer abends vor dem Zubettgehen ein zerknülltes, aufgeschnittenes Briefchen mit der Aufschrift: „An Herrn Bänder Sohn in Unterbuchen." Es sei jedenfalls an die unrechte Adresse gekommen, sagte er und grinste. Ich bekam ein schmales Blättchen Papier zwischen die Finger, das die kurze Notiz enthielt:

„Bitte dringenst nicht mehr zu komen. J."

Der Kaspar hat sich jetzt nicht mehr halten können, er hat überlaut in die Kammer herausgelacht. Ich hab ihn bloß angesehen und hab gesagt, einer, der mit Körben handeln könnte, brauchte wegen sowas seinen Futterschneidstuhl nicht aufzureißen.

Am Sonntag drauf brachte ich durch einen Knecht aus der Buchenegg in Erfahrung, daß sich die Juli vor acht Tagen mit dem Sohne seines Meisters verlobt habe, dem sie schon lange über den Weg gelaufen sei. —

Wenn der Kaspar damals beim Uebergeben des Briefleins nicht gegrinst und gelacht hätte, so würde ich ganz bestimmt an jenem Abend zu ihm gesagt haben: „So — von mir aus kannst du dir jetzt Zeit lassen. Höflein hin oder her, mit der Heiraterei ist's bei mir Schluß."

Jetzt aber ist die Sache anders gewesen. Es hat sich jetzt darum gehandelt, ihm das Grinsen und Auslachen auf die rechte Art zurückzugeben.

(Schluß folgt.)

Ein Gang durch die Vorgeschichte des Kantons Bern.

Wir möchten es hier unternehmen, an Hand einiger Funde der letzten Zeit den Leser in diejenige Zeit zurückzuführen, welche man die Vorgeschichte nennt. Wir haben darüber keine schriftliche Kunde, sondern nur die Ueberreste, welche der Mensch an Werkzeugen, Waffen und Schmuck zurückgelassen hat.

Die ältesten Funde betreffen die Kultur der jüngern Steinzeit, des sogenannten Neolithikums. In dieser Nach-